

CISCO. CAROLO.

XLII.

TAS.

Mira Miladinović Zalaznik – Harald Heppner (Hrsg.)

EUROPA
SÜDÖSTLICH DES WESTENS
HISTORISCHE AN- UND EINSICHTEN

Europa südöstlich des Westens

Historische An- und Einsichten

Herausgegeben von
Mira Miladinović Zalaznik und Harald Heppner



INSTITUTE NOVA REVIJA
FOR THE HUMANITIES

Die Publikation erscheint im Rahmen des Forschungsprogramms P6-0341, Forschungsprojekts J7-4631 und Infrastrukturprogramms I0-0036 des Instituts Nova Revija für Humanwissenschaften (INR; Ljubljana, Slowenien), die von der Slowenischen Agentur für wissenschaftliche Forschung und Innovation (ARIS; Ljubljana, Slowenien) finanziell unterstützt werden.

CIP - Kataložni zapis o publikaciji
Narodna in univerzitetna knjižnica, Ljubljana

94(4-12)(082)
930.85(4-12)(082)

EUROPA südöstlich des Westens : Historische An- und Einsichten
/ herausgegeben von Mira Miladinović Zalaznik und Harald Heppner.
- Ljubljana : Inštitut Nove revije, zavod za humanistiko, 2023. -
(Humanistische Reihe INR)

ISBN 978-961-7014-37-2
COBISS.SI-ID 167719683

Inhaltsverzeichnis

<i>Vorwort</i>	5
MIRA MILADINOVIĆ ZALAZNIK und HARALD HEPPNER	
<i>Einleitung</i>	9
HARALD HEPPNER und MIRA MILADINOVIĆ ZALAZNIK	
<i>Im Labyrinth der Räume</i>	19
KONRAD CLEWING	
Im Labyrinth der Räume	
<i>Diversität versus Nivellierung</i>	49
GABRIELLA SCHUBERT	
Diversität versus Nivellierung	
<i>Mobilität und Vernetzung</i>	89
OLGA KATSIARDI-HERING	
Mobilität und Vernetzung	
<i>Elitenwechsel als Herausforderung</i>	111
ALEŠ MAVER	
Überlegung zum Erhalt der gesellschaftlichen Hierarchien und Elitenwechsel am Beispiel Sloweniens im 20. Jahrhundert	
<i>Das kulturelle Erbe: Lasten und Chancen</i>	141
EVA KOWALSKA	
Die <i>europäische</i> Dimension des Kulturerbes versus dessen na- tionale oder sozialistische Vereinnahmung	
<i>Dichotomie zwischen Europa und seinem Südosten</i>	169
HARALD HEPPNER	
Die Dichotomie der Perspektiven zwischen dem <i>Westen</i> und <i>Europas Südosten</i>	
<i>Nachwort</i>	203
MIRA MILADINOVIĆ ZALAZNIK und HARALD HEPPNER	
<i>Autorinnen und Autoren</i>	205

Dichotomie zwischen Europa und seinem Südosten

HARALD HEPPNER

Die Dichotomie der Perspektiven zwischen dem *Westen* und *Europas Südosten*

Zusammenfassung: Dieser Beitrag setzt sich zum Ziel zu erklären, warum der Westen und der Südosten Europas über Jahrhunderte nicht die gleichen Entwicklungen durchgemacht haben und warum daher auch die Sichtweisen zueinander nicht dieselben sind. Auch wenn diese Unterschiede seit rund 200 Jahren langsam zurückgehen, spielen sie im wechselseitigen Verständnis noch immer eine Rolle.

Das Problem, das aus diesem Unterschied erwächst, ist ein doppeltes: Trotz aller Veränderungen im Bestand und in der Verfügbarkeit von Wissen stellt in breiten Kreisen der okzidentalen Gesellschaft das östliche und südöstliche Europa noch immer eine *terra incognita* dar; außerdem beruht die Politik der Europäischen Union auf ideellen und organisatorischen Grundlagen, die im eigenen Bereich entwickelt worden sind und normierenden Charakter einnehmen. Dies bedeutet: Denkansätze und Handlungsmuster nichtokzidentaler Herkunft sind politisch nicht kompatibel.

Schlüsselwörter: Okzident, Europa, Südosten, Zugang, Dichotomie

The dichotomy of perspectives between the West and Europe's South-East

Abstract: The aim of this article is to explain why Western and Southeastern Europe have not undergone the same developments over centuries and why their views on each other are therefore not the same. Even though these differences have been slowly decreasing for about 200 years, they still play a role in mutual understanding.

The problem that arises from this difference is twofold: despite all the changes in the stock and availability of knowledge, Eastern and Southeastern Europe is still a *terra incognita* in broad circles of Occidental society. In addition, the policy of the European Union is based on idealistic and organisational foundations that have been developed in its own area and take on a standardising character. This means that approaches and patterns of action of non-occidental origin are not politically compatible.

Key words: Occident, Europe, Dichotomy, Southeast, Approach

Betrachtet man die wechselseitigen Perspektiven zwischen dem *Westen* und *Europas Südosten*, stellt man fest: die beiden Sichtweisen gehen von ziemlich unterschiedlichen Blickwinkeln aus, die historisch erklärbar sind. Dies bedeutet: Infolge bestimmter Entwicklungsverläufe beruhen die Vorstellungen im *Westen* über *Europa südöstlich des Westens* auf anderen Faktoren als die Vorstellungen, die im *Südosten* über den *Westen* entstanden sind und bestehen.

Eine der Ursachen für viele Missverständnisse und Fehlverhalten im Interesse der Europäischen Integration ist die Unkenntnis dieser Unterschiede bzw. die Nichtbereitschaft, sie zu Kenntnis zu nehmen. Da diese Ursachen jedoch keine geringen Auswirkungen haben, ist es notwendig, ihnen Beachtung zu schenken. Damit die Erläuterungen jedoch nicht allzu breit und unübersichtlich werden, muss ein gewisses Maß an Vereinfachung des komplexen Sachverhalts in Kauf genommen werden.

Der *Westen* aus der Sicht des *Südostens*

Wie bereits in der Einführung angemerkt, gibt es *den* Südosten Europas als eine in sich gewachsene historische Einheit nicht; daher kann es innerhalb dieses Schauplatzes auch kein geschlossenes Bild über *den* Westen geben.

Der älteste Denkansatz gegenseitiger Unterscheidung geht auf das Mittelalter zurück und beruhte auf der Zugehörigkeit zu einer Glaubensgemeinschaft. Sieht man vom Protestantismus ab, der die religiöse Landschaft nicht nur im Westen, sondern auch im Südosten ab dem 16. Jahrhundert ergänzte, waren es im Wesentlichen die katholische Universalkirche einerseits und die Gemeinschaft der orthodoxen Länderkirchen andererseits, die dafür sorgten, wer wo zuzuordnen sei. Im Königreich Ungarn und dessen Nebenländern sowie auf dem Boden der Venezianischen Republik (heute: ostadriatische Küste bis Albanien) gab es beide Glaubensrichtungen nebeneinander. Die Antwort auf die hypothetische Frage »Gehören wir zum Westen oder nicht?«

hing in diesen Fällen davon ab, in welchem politisch-kulturellen System der jeweilige Staat verankert war: Die Habsburgermonarchie und Venedig waren ungeachtet ihrer orthodoxen Bevölkerungsanteile aus der lateinisch-katholischen Kultur hervorgegangene Gemeinwesen und gehörten deshalb dem *Westen* auch im politischen Sinn an, d. h. beide Mächte hatten jede Menge Interaktion mit anderen Staaten des *Westens* und wurden von denen daher auch als zur eigenen Gemeinschaft gehörig begriffen.

Das Osmanische Reich hingegen gehörte nicht zum *Westen* – einerseits, weil es sehr viel Terrain in Asien und Afrika beherrschte, andererseits, weil es als dezidiert islamischer Staat auf anderen Denk- und Organisationsmustern beruhte als die Staaten der westlich-lateinischen Welt. Zusätzlich ist zu bedenken, dass die Staaten am Balkan (Serbien, Bulgarien, Bosnien, Griechenland), ehe sie im 14. und 15. Jahrhundert im osmanischen Herrschaftskomplex aufgingen, zum *Westen* zwar gewisse Kontakte gehabt hatten, aber dennoch vom oströmisch-byzantinischen Modell und dessen orthodoxer Kultur so stark durchdrungen waren, dass sie systemisch nicht zum *Westen* zählen hätten können. Die periphere Lage der außerkarpatischen Teile des heutigen Rumäniens (Moldau, Walachei), die schwache Wirksamkeit *westlichen* Einflusses in jenem Einzugsgebiet, die Zugehörigkeit zur orthodoxen Sphäre sowie die Nähe zu den Machthabern in Konstantinopel bedingten, dass auch jener Teilraum keine andere Option hatte als ein Teil des *Südostens* zu sein.

Diese Konstellation änderte sich, nachdem das Osmanische Reich am Ende des 17. Jahrhunderts und im frühen 18. Jahrhundert aus dem Donaauraum verdrängt worden war und die Habsburgermonarchie als historisch gewachsene Westmacht ihre Grenzen weit nach *Südosten* vorschieben konnte. Die Folge war, dass die einheimische orthodoxe Tradition in Südungarn und Siebenbürgen eine *westliche* Konkurrenz bekam, allerdings weniger durch den Zuzug von Katholiken als durch die Politik des Wiener Hofes, um mittels des Transfers *westlicher* Ideen und Praktiken die Homogenität des Vielvölkerstaates zu stärken. Dieser »Europäisierungsprozess« dauerte mehr als zwei Jahr-

hunderte und war 1918, als Österreich-Ungarn zerfiel, noch immer nicht zu Ende gegangen.

Eine neue Option zugunsten des *Westens* tat sich für jene Staaten auf, die im Lauf des 19. oder im frühen 20. Jahrhundert mittels Sezession vom Osmanischen Reich entstanden: Serbien, Griechenland, Rumänien, Montenegro und Albanien. Schon vor dem formalen Bestand dieser »neueuropäischen Staaten« (zeitgenössische Benennung) war deren Proponenten klar, dass man sich am *Westen* (bzw. an *Europa*, wie es damals teilweise schon hieß) orientieren wolle (Verfassung, Verwaltung, Wirtschaft, Technik, Militär, Bildung). Dabei spielte nicht nur eine tragende Rolle, dass man die aus osmanischer Zeit stammenden Traditionen abstreifen wollte, sondern dass die formelle Einrichtung und internationale Anerkennung dieser Länder gar nicht möglich geworden wäre, wenn die vorwiegend im *Westen* verankerten Großmächte (Großbritannien, Frankreich, Österreich-Ungarn, Preußen-Deutschland, Russland) und die *europäische* Öffentlichkeit nicht einen ziemlich großen Einfluss ausgeübt hätten.

Sieht man von den rasch wechselnden Perspektiven zwischen 1918 und 1944 ab, erfolgte mit dem Ausbau der kommunistischen Regime in Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Jugoslawien und Albanien ein Szenenwechsel, weil die Option zugunsten von *Westen* nun nicht mehr offenstand (es sei denn via Emigration; dass es im Lauf der Zeit eine Reihe kleiner Ausnahmen gab, steht außer Frage). Demzufolge wiederholte sich ab 1989 unter anderen Rahmenbedingungen, was bereits im 19. bzw. frühen 20. Jahrhundert vor sich gegangen war, indem der Zerfall der kommunistischen Regime und des Sowjetimperiums erneut die Frage aufwarf: Was nun? Abermals begannen sich die Transitionsstaaten am *Westen* zu orientieren bzw. erwarteten sich von dort Hilfe für ihre weitere Entwicklung.

Um diesen Perspektivenverlauf besser beurteilen zu können, bedarf es auch des Blicks auf die jeweilige Gesellschaftsstruktur, denn Blickwinkel sind keine abstrakten Größen, sondern hängen immer von Menschen ab. Diejenigen Personen in *Europa südöstlich des Westens*, die auch mit dem *Westen* zu tun hatten, lebten in Ländern

des Übergangs zwischen den zwei Sphären (heute: Slowenien, Slowakei, Ungarn, innerkarpatisches Rumänien, Kroatien, Nordserbien) und hatten nicht nur berufliche, sondern auch viele private Berührungen mit dem *Westen* (Politik, Militär, Wirtschaft, Kultur). Die Bevölkerung in den Ländern südöstlich davon hatten hingegen kaum oder nur gelegentlich mit dem *Westen* zu tun, weshalb mit der räumlichen Distanz die Vertrautheit mit der Welt der ›Anderen‹ abnahm (heute: Bosnien-Herzegowina, Südserbien, Montenegro, Albanien, Kosovo, Griechenland, Bulgarien, äußerkarpatisches Rumänien). Im erstgenannten Fall konnten dies Menschen aus der Stadt, aber auch vom Land sein, die den Ober-, Mittel-, aber auch Unterschichten angehörten; im zweitgenannten Fall spielte der Umgang mit dem *Westen* in ruralen Sphären so gut wie keine Rolle.

Diese Situation änderte sich erst im Lauf des 18. Jahrhunderts, als – wie bereits oben angedeutet – der *Westen* südostwärts vorzudringen begann und in jenen Gebieten viele Maßnahmen setzte, die zur Anpassung an *westliche* Muster dienten. Personell bedeutete dies vor allem, dass sich Menschen aus *westlichen* Ländern (Adelige, Kolonisten, Beamte, Militärs, Geschäftsleute) einnisteten, aber auch die Chance der einheimischen Magyaren, Kroaten, Serben und Rumänen, zur ›neuen‹ Gesellschaft Zugang zu bekommen (Nobilitierung, Stadtbürgertum, Beamten- und Soldatenstand, Wirtschaftskreise). Trotz der numerischen Ausweitung dieser *westlich* orientierten sozialen Plattform verblieb die große Mehrheit der Bevölkerung unter traditionell-ruralen Rahmenbedingungen und hatte erst im Lauf des 19. Jahrhunderts mit *Westlichem* (Bildungswesen, Verkehr, Industrialisierung, Verstädterung) schrittweise Berührung. Jener Anteil der Gesellschaft in *Europa südöstlich des Westens* korrespondiert mit derjenigen auf dem Boden des Osmanischen Reiches und der beiden Donaufürstentümer (Moldau, Walachei), wo die ersten Ansätze der Europäisierung bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts nicht über die oberen gesellschaftlichen Ränge hinausging.

Eine neue Lage entstand ab der Mitte des 19. Jahrhunderts, als einerseits Urbanisierung und Industrialisierung neue Lebensformen

und Werte ins Spiel brachten und andererseits der Nationalstaatsgedanke die Gesellschaft in *Europa südöstlich des Westens* erfasste. Während in der Periode davor nur Angehörige der Ober- und teilweise der Mittelschichten (so überhaupt vorhanden) eine Westaffinität erlangt hatten, dehnte sich jene nun auf breitere Kreise aus, aber nur langsam; die an die kleinen und vertrauten Lebenswelten gebundenen Mentalstrukturen konnten nicht von heute auf morgen durch vertraute neue ersetzt werden. Es verwundert daher nicht, wenn zu den Ursachen für die politischen und gesellschaftlichen Turbulenzen bis in die Zeit des Zweiten Weltkrieges hinein dem Widerstreit zwischen *westlichen* und *nichtwestlichen* Denk- und Handlungsmustern noch immer ein gehöriges politisches Gewicht zukam.

Eine merkwürdige Situation entstand, als 1945 der Marxismus in *Europa südöstlich des Westens* (außer in Griechenland) zur obersten politische Maxime erhoben wurde, denn die Ideologie hatte eindeutig *westliche* Wurzeln (Marx, Engels), doch sorgten die Sowjetunion und ihr Machtgehabe dafür, dass die sozialistischen Regime keine *westlichen* Wege (Kapitalismus, Liberalismus) einschlagen durften. Die von solchen Parametern geprägte Gesellschaft hatte bis zum Ende der 1980er Jahre demnach mit dem Verbot zu leben, *westliches* Gedankengut gutzuheißen und dies auch zu äußern (Bespitzelung, Berufsverbot, Haft, Lager), mit Personen aus der Welt des Kapitalismus Umgang zu haben (wenn doch, bedurfte es der speziellen Kontrolle) und konnte, wenn überhaupt, nur unter restriktiven Vorgaben ins *westliche* Ausland reisen. Eine Ausnahme bildete Jugoslawien, das als blockfreier Staat mehr Umgang mit dem *Westen* pflegte, ohne deswegen sein politisches System aufzugeben.

Die Jahrzehnte lange physische und geistige Isolation der kommunistisch geprägten Länder hatte Auswirkungen, die nach dem Zusammenbruch der sozialistischen Regime 1989/91 rasch sichtbar geworden sind: Die Betroffenen waren schnell bereit, *westliche* Vorbilder als Richtschnur für ihre Zukunft zu übernehmen, ohne jedoch ausreichende Einsicht zu besitzen, welche Voraussetzungen erforderlich seien, damit sich ihre Zukunft auch so entwickle, wie sie es erhofften.

Die Transformationsgesellschaft kann hinsichtlich ihrer Einstellung zum *Westen* – stark vereinfacht – in vier Kategorien unterteilt werden: Die erste Kategorie bilden jene, die in den jüngsten Jahrzehnten ihr Land verlassen und irgendwo im Westen ein neues Leben angefangen haben: sie sind im *Westen* und haben ihr Ziel erreicht. Eine zweite Kategorie stellen jene dar, die an der Verwestlichung ihrer Länder arbeiten (Politiker, Wirtschaftstreibende, Medienleute, Wissenschaftler u. v. a.) und daher prowestliche Zielsetzungen verfolgen, umso mehr dann, wenn ihre Länder in die Europäische Union aufgenommen worden sind. Eine dritte Kategorie sind solche, die den Verwestlichungseffekten der Transformation nicht entgegentreten, sie aber auch nicht forcieren; sie sind eine passiv handelnde Kategorie. Die vierte Kategorie sind solche, die offen oder verdeckt den Verwestlichungsprozess bremsen oder gar zu verhindern versuchen.

Um den Blickwinkel von *Europa südöstlich des Westens* gegenüber dem *Westen* verstehen zu können, bedarf es auch der Berücksichtigung der Motive, für oder wider den *Westen* eingestellt zu sein.

Das früheste Element, das dabei eine nachhaltige Rolle spielte, ist das religiöse Bekenntnis. Da sich im Zeitalter der Völkerwanderung und danach die griechisch-orthodoxe und die lateinisch-katholische Kirchen darum bemühten, mittels der Mission ihre jeweiligen Glaubensinhalte zu verbreiten, wurde den davon Betroffenen über die Organisationsstrukturen die Entscheidung abgenommen, welcher Sphäre sie angehörten: Zu jener Zeit bestand keine Wahl zwischen der Welt des *Westens* (Papsttum, katholische Kirche) oder des *Südostens* (Ökumene der orthodoxen Kirchen), denn die diesbezüglichen Weichen stellten die Herrscher in Absprache mit der jeweiligen Kirchenführung.

Die früheste Gelegenheit, wo sich Menschen selbst entscheiden konnten, wie *westlich* sie sein wollten, bot sich im Lauf des Mittelalters dem Adel, der seinen Lebensstil, aber auch seine Verwandtschaftsbeziehungen in westliche Richtung ausrichten konnte. Diese Option setzte allerdings das Vorhandensein einer höfischen Kultur als Vorbild voraus, doch gab es eine solche in vielen Ländern des europäi-

schen *Südostens* nicht – zumindest nicht in einer mit den *westlichen* Verhältnissen vergleichbaren Prägung. Während sich der *okzidentale* Einfluss über die Ausstrahlung der Herrscherresidenz im Hoch- und Spätmittelalter in den ungarischen Ländern (heute: Ungarn, Slowakei, innerkarpatisches Rumänien, Nordserbien, Binnenkroatien) bis in die Peripherie auswirkte, gab es in den Balkanländern spätestens ab dem Beginn der osmanischen Herrschaft nur mehr die höfische Kultur der muslimischen Sultane, die zwar in die Provinzstädte abfärbte, aber nur innerhalb des islamischen Bevölkerungsanteils; überall sonst verschwand mit dem Adel die Chance innerhalb der Oberschichten, mit dem *Westen* Kontakte zu pflegen (Ausnahmen gab es in der Moldau und Walachei).

Ein weiteres soziales Element, das in Betracht kommt, Erfahrungen im Umgang mit dem *Westen* aufzubauen, waren städtisch-bürgerliche Schichten: Auch wenn es im Spätmittelalter über die Karpatenrouten zwischen Zentraleuropa und dem Balkan- und Schwarzmeerraum einen regen Handel gab, und insbesondere die Handelsrepublik Ragusa/Dubrovnik vom Warenaustausch zwischen dem balkanischen Hinterland und dem Mittelmeerraum profitierte, waren hauptsächlich drei Umstände entscheidend, warum die Wirtschaft in *Europa südöstlich des Westens* bis zum 19. Jahrhundert dennoch keinen Ansporn lieferte, auf ökonomischer Ebene an *westliche* Standards heranzukommen.

Der älteste Grund war, dass es in den Balkanländern keine mit der westlichen Praxis vergleichbaren Stadtrechte gab, wodurch sich bürgerliche Selbstverwaltung und wirtschaftliche Prosperität entwickeln hätten können; derartige Voraussetzungen bestanden in den zu Ungarn gehörenden Ländern hingegen sehr wohl. Der zweite Grund war das Desinteresse des osmanischen Staatsapparats, den Außenhandel gezielt zu fördern, wodurch erst Verträge im 18. und 19. Jahrhundert, die den Sultanen von außen aufgedrängt wurden, eine Wende herbeiführten. Die Wirtschaftsleistung der ungarischen Länder blieb angesichts der Frontlage zum Osmanischen Reich bis zum frühen 18. Jahrhundert daher stark geschmälert. Der dritte und gravierendste Grund ist, dass die Wirtschaftsentwicklung im *Westen* mit dem Über-

seehandel, den Kolonien und der Kapitalisierung im Spätmittelalter und in der Frühneuzeit eine starke Dynamik erhielt, die auf die Politik, Gesellschaft und Kultur des *Westens* enorme Auswirkungen hatte.

Die städtischen Wirtschaftskreise in der Habsburgermonarchie (heute: Slowenien, Kroatien, Ungarn, Slowakei, innerkarpatische Teile Rumäniens, Nordserbien) bekamen ab dem 18. Jahrhundert infolge der Wirtschaftspolitik des Wiener Hofes immerhin den Anstoß, den Anschluss an diese Wirtschaftsprozesse (Protoindustrialisierung, Merkantilismus, Seehandel usw.) zu finden, wogegen vergleichbare Entwicklungsschübe im Einzugsgebiet des Osmanischen Reiches und dessen Vasallenländern (heute: Serbien, Bosnien, Montenegro, Albanien, Griechenland, Bulgarien, außerkarpatische Teile Rumäniens) erst rund eineinhalb Jahrhunderte später anzulaufen begannen. Die wirtschaftstreibenden Elemente waren im Vergleich zur am Land und von der Landwirtschaft lebenden Bevölkerung hauchdünne Minderheiten und gehörten – je nach Region verschieden – teilweise auch zu anderen Ethnien als die Mehrheit der Einheimischen; die Wirksamkeit, Land und Leute über wirtschaftliche Innovationen mit Westaffinität zu versehen, blieb dementsprechend begrenzt. Das Prinzip der aus dem *Westen* stammenden und auch im *Südosten* vordringenden Industrialisierung ab dem 19. Jahrhundert hat innerhalb der Bevölkerung zwar keine Ablehnung per se ausgelöst, sehr wohl jedoch politische Probleme erzeugt.

Das Spektrum der politischen Motive, warum der *Westen* im *Südosten* sowohl Attraktion auslöste als auch Irritation hervorrufen konnte, zeigt, dass man zwischen dem *Westen* als Quelle bestimmter politischer Kulturen und als Synonym für eine Gemeinschaft von mittels Verträge verbundener Staaten unterscheiden muss. Die *westlichen* Modelle für Verfassung und Rechtsstaatlichkeit kamen erst ab dem Zeitalter der Französischen Revolution stärker ins Blickfeld, als es europaweit darum ging, die feudal-ständisch-monarchischen Organisationsstrukturen zu überwinden. Diejenigen Kräfte, die die jeweiligen Nationalstaaten aufzubauen hatten, nahmen derartige *westliche* Vorbilder als Richtschnur – nicht zuletzt, um damit ihre eigene Macht-

position zu legitimieren. Zeitgleich gab es jedoch Bevölkerungsmehrheiten, denen der Nutzen moderner Rechtsstaatlichkeit noch zu ferne lag, weshalb sie darin kein prioritäres Ziel sahen. Dass es sich dabei um eine schwerwiegende Angelegenheit handelte, ist daran zu ersehen, dass bis zur Einrichtung der sozialistischen Systeme am Ende des Zweiten Weltkrieges die jeweilige nationale Gesellschaft noch immer nicht zu ausreichender Homogenität gekommen war, um sich mehrheitlich für oder gegen *westliche* Vorbilder zu erklären. Diese Entscheidung stand daher 1989 bzw. 1991 erneut an, als es darum ging, die sozialistischen Strukturen abzustreifen. Nun waren es abermals nur Minderheiten, die sich ohne Vorbehalte für die Einführung *westlicher* Rechtssysteme und politischer Praktiken bereitfanden. Erst mit der Transition der EU-Kandidatenländer in den Status der Mitgliedschaft erweiterte sich die gesellschaftliche Akzeptanz für die Übernahme *westlicher* Modelle, doch verschwanden die Vorbehalte, wie auch in anderen Kapiteln dieses Sammelbandes angemerkt wird, dennoch nicht. Motive für *antiwestliche* bzw. *antieuropäische* Ansätze sind der Wunsch nach Machtbewahrung postsozialistischer politischer Parteien, Klientelismus, Korruption, Provinzialismus oder z. T. die als traditionell verstandene Solidarität mit Russland.

Der Wunsch, ob einer der Staaten in *Europa südöstlich des Westens* seine Zukunft darin sehe, auch der politischen Gemeinschaft namens *Europa* anzugehören, konnte nicht vor den 1990er Jahren spruchreif werden: Einerseits setzte ein solcher Wunsch voraus, dass der jeweilige Staat die politische Handlungsfreiheit hatte, um eine solche Option überhaupt anzudenken; andererseits musste die Europäische Union ausreichend vorbereitet sein, sich auf eine Erweiterung Richtung *Südosten* einzulassen. Wie wir wissen, sind infolge dieses Prozesses in *Europa südöstlich des Westens* 2004 Ungarn, die Slowakei und Slowenien, 2007 Rumänien und Bulgarien und 2013 Kroatien Mitglieder der Union geworden, wogegen sich die übrigen Länder im Kandidatenstatus befinden oder darum bemühen (Griechenland ist schon seit 1981 Mitglied der Europäischen Gemeinschaft). Das Interesse, sich der im *europäischen Westen* entwickelten Union anzuschließen,

beruht auf mehreren Motiven: eines davon ist, um das eigene politische System zu transformieren, ein zweites der Profit, zu einer Fülle von Förderprogrammen Zugang zu bekommen, wogegen ein drittes in jüngster Zeit an Bedeutung zugenommen hat, wenn es darum geht, angesichts der wachsenden militärischen Spannungen und wirtschaftlichen Krisen die äußere und innere Sicherheit zu stärken.

Der Südosten aus der Sicht des Westens

Wenn es darum geht, auch die umgekehrte Perspektive einer summarischen Betrachtung zu unterziehen, lohnt es sich, einem vergleichbaren roten Faden zu folgen. Demzufolge stellt sich eingangs die Frage, welche Zeitmuster bei der Wahrnehmung des *europäischen Südostens* von Seiten des *Westens* aus der geschichtlichen Entwicklung abgelesen werden können. Es wird schnell klar, dass die frühesten Anlässe, bei denen der *Südosten* mit dem *Westen* in Kontakt trat, von der geographischen Nähe gleichwie von den daraus ableitbaren Interaktionen abhingen. Diese Situation betraf die christliche Mission (8./9. Jahrhundert), als das bereits christianisierte Frankenreich mit den östlich und südöstlich benachbarten slawischen Siedlungsgebieten (Vorfahren der Slowenen, Kroaten, Serben und Bulgaren) in Berührung kam. Verstärkt wurde diese Fremderfahrung, nachdem die Magyaren in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts die Mitte des Kontinents heimgesucht und eine vehemente Abwehr ausgelöst hatten (Schlacht auf dem Lechfeld, 955). Als bald danach gehörte das christlich gewordene Königreich Ungarn zu den östlichen Randgebieten der lateinisch-katholischen Welt, wenngleich die Kontaktnahme hauptsächlich das Heilige Römische Reich betraf, aber keine noch westlicher gelegenen Länder. Auch die vom 16. bis 18. Jahrhundert andauernde Auseinandersetzung mit dem Osmanischen Reich gingen nur Teile des westlichen Länderkomplexes direkt an: Spanien und Venedig im Mittelmeer und die Habsburgermonarchie, Polen und Russland am Festland; der übrige *Westen* hatte mit *Europa südöstlich des Westens*

noch immer nichts Nachhaltiges zu tun (Eine der wenigen Ausnahmen ist der aus Kreta gebürtige Maler El Greco, der zur Entwicklung des manieristischen Stils in Spanien wesentlich beigetragen hat).

Die Situation änderte sich erst ab dem späten 18. Jahrhundert, als sich die sog. »Pentarchie« der europäischen Großmächte (Großbritannien, Frankreich, Österreich, Russland, Preußen) mit der sog. »Orientalischen Frage« zu befassen hatte, d. h. mit der Frage nach der Zukunft bzw. Nichtzukunft des Osmanischen Reiches. Die daraus bis zur Gegenwart anhaltende Dauerbefasstheit des *Westens* mit dem *Südosten* kennzeichnet: Die genannten Mächte waren sich zwar darin einig, dass es sich dabei um eine europa-relevante Frage handle, waren und sind sich aber kaum je einig geworden, wie darauf zu reagieren sei; ein Teil der Rivalitäten untereinander wurden und werden daher auf dem Rücken des *Südostens* ausgetragen. Außerdem betraf diese Befasstheit nur die Angehörigen der Politik, der Armeen und eines Teils der Wirtschaftskräfte, nicht aber die breite Bevölkerung in den westlichen Staaten. Für Letztere verblieb der *Südosten* außerhalb des eigenen Horizonts. Eine solche Wissensbeschränkung verfestigten im Lauf des 18. Jahrhunderts zusätzlich die entstehenden Enzyklopädien, aus deren Artikeln zu entnehmen ist, dass die eigene, d. h. *westliche* Welt im Vordergrund stand und deren innere Konsistenz auch davon abhängig gemacht wurde, sich gegenüber der *nichtwestlichen* Umgebung abzugrenzen. In diesem Sinne wurden die südöstlichen Provinzen der Habsburgermonarchie (Ostungarn, Siebenbürgen, Bukowina) gerade noch als Randgebiete der *europäischen* Zivilisation gewertet, wogegen alles östlich und südöstlich davon für breitere Kreise als *terra incognita* galt.

Eine neuerliche Wende bahnte sich an, als sich im Lauf des 19. Jahrhunderts in den westlichen Ländern eine zivilgesellschaftliche Öffentlichkeit zugunsten des Südostens bildete; die Angehörigen jener gesellschaftlichen Plattform nahmen zwar wahr, dass auch im *Südosten* Menschen lebten, deren Schicksal *Europa* etwas angehe, doch gab es noch immer nur ganz punktuelle persönliche Erfahrungen, die das Bild dieser Nachbarschaft einer Bereicherung unterzie-

hen hätten können. (Keine andere Bewegung vermochte im Westen ein so starkes Echo hervorzurufen wie die Philhellenenbewegung im frühen 19. Jahrhundert.)

Eine bis zur Gegenwart anhaltende Phase der Wahrnehmungsgeschichte beruht darauf, dass vor allem seit Anfang des 20. Jahrhunderts zu unterschiedlichen Anlässen und über mehrere Generationen große Gruppen von Menschen aus *Europa südöstlich des Westens* in den *Westen* übersiedelten, sich dort niederließen und langsamer oder rascher integriert wurden (Emigranten, Kriegsflüchtlinge, Gastarbeiter). Dabei handelt es sich um keinen abgeschlossenen Prozess, denn er dauert noch immer an; ob er eines Tages dazu führen wird, dass im *Westen* die in den Ländern des *Südostens* lebende Gesellschaft ohne Wenn und Aber ebenso als zu *Europa* gehörig eingestuft werden wird, bleibt eine offene Frage.

Das sich verändernde Rezeptionsprofil im *Westen* zugunsten *Europas südöstlich des Westens* hängt – wie im umgekehrten Fall auch – davon ab, wer und wie viele Personen die Rezeption in welcher Form vornahmen. Im Mittelalter und auch noch in der Frühen Neuzeit waren dies nur ganz wenige Menschen, die über den *Südosten* Bescheid wussten, aber kaum je dahin gekommen waren, um sich selbst ein Bild zu machen (z. B. über Dynastien, politische Systeme, Kirchenverhältnisse, Raumordnungen). Die personellen Brückenelemente in jener, Jahrhunderte langen Phase waren Geistliche, Diplomaten und Soldaten, zu denen ab dem Spätmittelalter die Händler hinzukamen.

Eine sozio-strukturelle Erweiterung zeichnete sich ab, als sich ab dem 17. Jahrhundert Einzelpersonen oder kleine Gruppen aufmachten, um aus bloßem Wissensdurst z. B. in das Osmanische Reich zu reisen, um den dortigen Orient hautnah zu erleben und mittels Reisebeschreibungen zuhause darüber zu berichten. Zu derartigen Einzelunternehmen gesellten sich im 18. und 19. Jahrhundert mehrere Generationen von Forschern, die die örtlichen Sachverhalte genauer studierten und dokumentierten; ihnen ging es jedoch weniger darum, ein allgemeines Publikum, sondern vor allem Fachkreise zu informieren.

Mit dem Zeitalter der Dampfmaschine (Schifffahrt, Eisenbahn) eröffneten sich neue und erleichterte Möglichkeiten, in den Südosten zu reisen, doch lässt sich anhand zahlreicher Quellen ersehen, dass für das allgemeine Publikum die Fremdartigkeit des Osmanischen Reiches noch immer mehr Attraktivität als die nicht-osmanischen Facetten des *Südostens* besaßen. Einen neuen Schub der Befassung mit jenem Raum lösten die beiden Weltkriege aus, als Soldaten west- und zentraleuropäischer Staaten im Donau-Karpatenraum (Ungarn, Rumänien, Jugoslawien), in den Balkanländern (z. B. Serbien, Albanien, Griechenland) oder im Bereich der Küsten (z. B. Dardanellen) oder Inseln (z. B. Kreta) zum Einsatz kamen.

Die nächste Phase der persönlich vollzogenen Rezeption des *Südostens* durch Menschen aus dem *Westen* ist durch den Fremdverkehr gekennzeichnet, der nach dem Zweiten Weltkrieg seinen Anfang nahm, bis zum Ende der 1980er Jahre jedoch im Wesentlichen auf die jugoslawische Küstenregion und auf Griechenland beschränkt blieb. Erst mit den 1990er Jahren hat sich das Spektrum touristischer Destinationen deutlich ausgeweitet (Schwarzmeer-Kreuzfahrten, Karpaten- und Balkanreisen).

Die jüngste Phase, die in den frühen 1990er Jahren eingesetzt hat und keinen abgeschlossenen Prozess darstellt, betrifft all jene Personen aus westlichen Ländern, die vor allem aus wirtschaftlichen Gründen nur befristet oder auf Dauer ihren Lebensmittelpunkt in eines der Länder des *europäischen Südostens* verlegt haben: Dafür in Betracht kommen Branchen wie das Bankenwesen, Versicherungsanstalten, die Hotellerie, industrielle Unternehmen (*Joint Venture*), Warenketten, Kraftstoff-Versorgungsfirmer, Forstbetriebe und Medienkonzerne.

Die Erläuterungen zur Perspektive über den *Südosten* von Seiten des *Westens* wären unvollständig, wenn man nicht auch die Motive anspräche, die ›den‹ *Westen* bewegten und bewegen, sich dem *Südosten* zuzuwenden. Freilich gibt es hierfür tausende von Einzelbeispielen, doch sollen im Folgenden nur jene angedeutet werden, die aus der Logik der Dichotomie der beiden Räume erklärbar sind.

Wirft man den Blick ins Mittelalter zurück, war die Ostexpansion des Frankenreichs der erste Schritt aus Richtung *Westen*, sich eines Teils des *Südostens* zu bemächtigen. Bei diesem Konzept ging es nicht primär darum, die slawischen Nachbarn zu integrieren, sondern eigene Sicherheitsbedürfnisse zu befriedigen. Auch die Politik der fränkischen Kirche, das Projekt der Slawenmission im Donaauraum zum Scheitern zu bringen (Konstantin-Kyryll, Method), zielte darauf ab, das eigene Kirchensystem nicht zu gefährden. Dementsprechend ging die Initiative von *Westen* aus und nicht von den *südöstlich* benachbarten slawischen Bevölkerungen (heute: Mähren, Westslowakei, Westungarn, Karantainen). Einer solchen Initiative stand jene der ungarischen Könige im 12./13. Jahrhundert gegenüber, deren Herrschaftsgebiet sich zwar am östlichen Rand der westlichen (lateinischen) Welt befand, aus dem *Westen* (Mitteldeutschland) Kolonisten herbeizurufen, um das unzureichend besiedelte Karpatenterrain personell aufzufüllen (*Sachsen* in der Zips und in Siebenbürgen). Auch der von der Handelsrepublik Venedig vom Heiligen Land nach Konstantinopel umgeleitete Vierte Kreuzzug (1204) ging auf die Interessenslage der am Orienthandel gutverdienenden Patrizier zurück und nicht auf die in Not geratene christliche Bevölkerung im Nahostbereich.

Auch für die lange Periode der Früh- und Spätneuzeit bis zur Gegenwart zeigt sich, dass der Interaktion des *Westens* mit dem *Südosten* mehr aktive als reaktive Momente zugrunde lagen bzw. liegen. Ein sich über das 16. bis 18. Jahrhundert hinziehende Phänomen betraf die so genannte *Türkensteuer*, die auf Veranlassung der Päpste vor allem im Heiligen Römischen Reich zu wiederholten Malen zu Geldsammlungen führte, um an der habsburgisch-osmanischen Front Abwehrmaßnahmen zu finanzieren. Der Wiener Hof war damals die treibende Kraft, doch war auch er es, der das Problem der Defension lösen musste und nicht die weiter im Westen gelegenen Länder. Im 19. Jahrhundert hingegen war das *Zusammenwirken Europas* maßgeblich, damit am Balkan Nationalstaaten entstehen und sich behaupten konnten. Es ist nicht leicht zu entscheiden, inwieweit dabei

der Ruf nach Hilfe aus dem *Südosten* mehr Ausschlag gab als das Verfolgen eigener, westlicher Interessen. Da der *Westen* mit seinen Errungenschaften als Vorbild für jene »neuropäischen« (zeitgenössischer Originalton) Staaten herangezogen wurde, lag es aus Gründen des politischen Prestiges allemal nahe, Glaubwürdigkeit mittels Engagements zu verbreiten. Wenn man die beiden Weltkriege in Betracht nimmt, ist eindeutig, dass die Bereitschaft *westlicher* Mächte, den *Südosten* in ihr eigenes Kalkül einzubeziehen, eindeutig stärker war als die Anlässe einzugreifen, die vom Balkan stammten (Attentat von Sarajevo, 1914; Offiziersputsch in Belgrad, 1941). Auch das Engagement *westlicher* Staaten (bes. Frankreich, Belgien, Großbritannien) nach dem Ersten Weltkrieg, in die neu entstandenen Staaten des Donau- und Balkanraumes Kapital zu investieren, beruhte allem Anschein nach weniger auf der Solidarität für die neu etablierten politischen Systeme, sondern aus der Absicht, auf dem Kapitalmarkt jener Länder keine Konkurrenz zuzulassen. Zu ähnlichen Schlussfolgerungen kommt man auch, wenn man die Politik *Europas* gegenüber dem ex-jugoslawischen Kriegsschauplatz betrachtet: Es bedurfte erst einer massiven Gewalt-Eskalation (1991–1995), ehe sich der *Westen* entschloss, mehr als bloß substanzielle humanitäre und mediale Hilfe zu leisten, und auch die Vorgeschichte zur Intervention der NATO zugunsten der kosovarischen Bevölkerung (1999) zeigt, dass die Abklärung der politischen Willensbildung innerhalb des *Westens* (Europa, USA) viel Zeit und Energie beanspruchte und die Solidarität zu der betroffenen Bevölkerung nachrangig war.

Die Vorstellung in den westlichen Ländern, dass »es« mit der Geschichte von Europas Südosten keine nennenswerten Überlappungen gegeben habe, ist bei näherer Betrachtung irrig: Für die Richtigstellung bedarf es keiner Lektüre geschichtswissenschaftlicher Bücher, sondern bloß der Aufmerksamkeit an diversen Schauplätzen; dann finden sich genügend Anhaltspunkte, die Gegenbeweise liefern. Einige Beispiele sollen dies veranschaulichen.

Das Schloss Belvedere gehört zu den bekanntesten touristischen Zielen in Wien, und doch werden die wenigsten Besucher wissen,

dass es des kometenhaften Aufstiegs des Prinzen Eugen von Savoyen (1663–1736) bedurfte, ehe jener nicht nur über das entsprechende Renommee, sondern auch über die damit verbundenen materiellen Mittel verfügte, die es ihm erlaubten, den Bau dieses Schlosses und anderer Bauwerke in Wien und im Marchfeld, aber auch in Slawonien in Auftrag zu geben. Die berufliche und gesellschaftliche Karriere des gebürtigen Franzosen geht zwar nicht nur, aber doch in hohem Maß auf seine militärischen Einsätze auf dem Boden des heutigen Ungarn, Serbien, Kroatien und Bosnien-Herzegowina im ausgehenden 17. und im frühen 18. Jahrhundert zurück, die maßgeblich dazu beitrugen, dass die Habsburgermonarchie zu einer europäischen Großmacht aufsteigen konnte.



Schloss Belvedere in Wien, Österreich (Foto: Heppner)

Unzählige Reisende, die Jahr für Jahr die Hauptstadt Italiens aufsuchen, begeben sich u. a. dahin, um die antiken Stätten des einstigen Zentrums des Römischen Reiches zu besichtigen. Nur die wenigsten

nehmen zur Kenntnis, dass sich unweit des Colosseums in der Kirche San Clemente al Laterano eine Gedenkstätte befindet, die für die Geschichte ganz Europas von erstrangiger symbolischer Bedeutung ist. Wenn sich *West* und *Ost* im Lauf der Jahrhunderte immer wieder gegenüberstanden (aktuell im Krieg um die Ukraine), hat dies damit zu tun, dass im 9. Jahrhundert zwei aus dem Oströmischen Reich stammende Mönche die Anfänge einer eigenen slawischen Kirchen- und Schriftradtition aufbauten, die bis zur Gegenwart die Identitätsbildung im östlichen und südöstlichen Europa stark beeinflusst. Dies taten die Beiden nicht ›irgendwo im Osten‹, sondern in einem Gebiet, das heute zu Westungarn und zur Westslowakei gehört. Vom damaligen Papst Clemens I. aufgefordert, nach Rom zu kommen und von der Slawenmission zu berichten, verstarb der eine in Rom im Jahr 869 und wurde dort begraben: Es ist der später heiliggesprochene »Slawenapostel« Kyrill. Sein Bruder Methodius kehrte nach Pannonien zurück, wo er das Vorhaben, neben die lateinische und griechische auch eine slawische christliche Kultur platzieren zu können, aber nicht vorantreiben konnte. Seine Mitstreiter begaben sich nach (Nord-)Makedonien und vermochten dort dies fortzusetzen, was ihnen im Westen verwehrt geblieben war – die Übersetzung der Heiligen Schrift in eine slawische Sprache (»Kirchenslawisch«), die Entwicklung der kyrillischen Schrift sowie die Begründung der slawisch-orthodoxen Kirchentradition.



Grabmosaik zu Hl. Kyrill und Method in Rom, Italien (Foto: Heppner)

Die Reisenden in Italien, Slowenien, Kroatien, Montenegro, Albanien und Griechenland haben die Möglichkeit, an vielen Toren und Gebäuden als ›Logo‹ der einstigen Handelsrepublik Venedig den Markuslöwen wahrzunehmen. Es ist zu vermuten, dass die Meisten sich über die Ursachen keine Gedanken machen. Dabei schleicht sich leicht der Fehler ein vor auszusetzen, dass Venedig ›schon immer‹ ein als italienisch zu bezeichnender Faktor einzustufen sei. Auch wenn sich die Stadt seit ihrer Entstehung auf dem Boden des ehemaligen Exarchats von Ravenna am Nordufer der Adria befindet, gehörte die Lagunenzzone vom 6. bis 12. Jahrhundert zum Oströmischen Reich.

Erst ab dem 11. Jahrhundert begann sich die »Serenissima« aus dem Verbund jenes Staates, dessen Zentrum im fernen Konstantinopel war, herauszulösen und dem griechischen Lehrmeister überlokaler Seefahrt, Geldwirtschaft und Diplomatie schrittweise den Rang abzulaufen. Die Ausdehnung Richtung Südosten führte dazu, dass sich Venedig im Schwarzen Meer, in Konstantinopel, in der Ägäis und Levante (Kreta, Zypern) sowie entlang der ostadriatischen Küste an zahlreichen Orten festsetzen konnte, noch ehe die Terra Ferma (das nördliche Hinterland Venedigs) eine politisch und wirtschaftlich tragende Rolle zugewiesen bekam.



Markusköffe in Koper, Slowenien (Foto: Heppner)

Wer als Tourist nach Belgrad reist, wird in der Regel nicht davon ausgehen, dort auf historische Gebäude zu stoßen, deren Namen auf die Verschränkung mit etwas Westlichem hinweisen. Infolge der Zugehörigkeit der heutigen Hauptstadt Serbiens zum Habsburgerreich 1688–1699, 1717–1739 sowie 1788–1791 kam es zu diversen Bau-

ten, von denen die meisten heute nicht mehr existieren, doch sind manche Zeugen der einstigen Zugehörigkeit zu einem Nicht-Balkanland noch immer zu besichtigen: Eines der Beispiele ist das Tor, das den Namen »Karl VI.« trägt. Auch die viel besuchte Belgrader Festung »Kalemegdan« geht in ihrer heutigen Form überwiegend auf die einst »österreichische« Periode zurück.



Festungstor Kaiser Karl VI. in Belgrad, Serbien (Foto: Heppner)

Die Jahrhunderte lang bestehende und die Verhältnisse in *Europa südöstlich des Westens* nachhaltig prägende Präsenz des Osmanischen Reiches kann in puncto Bauten nur mehr in geringem Ausmaß

nachvollzogen werden. In den meisten Ländern, die einst zu diesem Großreich gehörten, sind diese Spuren weitgehend getilgt; etwas mehr Zeugnisse islamischer Architektur gibt es nur mehr dort, wo auch heute noch Muslime leben (Albanien, Kosovo, Bosnien).

Eine der Ausnahmen, bei denen osmanische Bauten nicht nur erhalten, sondern im *westlichen* Sinn umfunktioniert wurden, ist in der südungarischen Stadt Pécs (Fünfkirchen) zu sehen, wo die im Zentrum der Stadt befindliche Gazi-Khassim-Moschee, die auf die osmanische Periode (1540–1699) verweist, in eine katholische Kirche umgebaut worden ist. Aus diesem Grund zählt sie zu einem der wichtigsten Gebäude, die für den Fremdenverkehr beworben werden.



Gazi Khassim-Moschee in Pécs, Ungarn (Foto: Heppner)

Das nächste Beispiel befindet sich nicht allzu weit von Belgrad entfernt – im Zentrum des Banats, das zwischen 1552 und 1716 dem islamischen Kulturkreis angehörte. Danach ging es darum, nicht nur den gesamten Südosten des Königreichs Ungarn, sondern auch dessen ›Betriebszentrale‹ nach *westlichen* Mustern aufzubauen. Dazu gehörten nicht nur eine für damalige Verhältnisse moderne Befestigung, die Errichtung von Palais, Kasernen und einer Brauerei, sondern auch christlicher Kirchen. Für die zugewanderten Katholiken errichtete die Stadtgemeinde eine Domkirche, die niemand Geringerer als der namhafte österreichische Architekt Josef Emanuel Fischer von Erlach erbauen ließ. Das Bauwerk wurde 1754 geweiht und ist seither die Hauptkirche für die örtliche Diözese.



Katholischer Dom in Timișoara, Rumänien (Foto: Heppner)

Die meisten Touristen in Ljubljana werden keine Antwort finden, warum sich dort im Zentrum eine Säule zu Ehren von Napoleon Bonaparte I. befindet. Die so genannten »Franzosenkriege« werden gedanklich vom breiten Publikum vermutlich eher nach West-, Zentral- oder Nordosteuropa verortet, und kaum jemand weiß, dass sich Napoleon auch in Ljubljana, Graz und Wien aufgehalten hat. Infolge der kriegerischen Operationen zwischen Italien und der Habsburgermonarchie zogen französische Truppen 1797 und 1809 durch das Terrain des heutigen Sloweniens, Kärntens und der Steiermark und hinterließen viele Spuren der Erinnerung. Außerdem stellt die Einrichtung der so genannten »Illyrischen Provinzen« (1809–1813) eine für die Geschichte der slowenischen Nation besondere Episode dar: Jene Initiative kam aus Paris und fügte die von der slowenischen Bevölkerung besiedelten Gebiete zu einem politisch-territorialen Ganzen zusammen, das nach damals modernen französischen Organisationsprinzipien konzipiert war. Auch wenn jene Episode nur vier Jahre dauerte, bietet sie mit Hilfe des Denkmals in der Hauptstadt Sloweniens die Möglichkeit, auf die Verquickung mit der ›großen‹ Geschichte hinzuweisen.



Napoleonssäule in Ljubljana, Slowenien (Foto: Heppner)

Die meisten Betrachter der nächsten Abbildung werden annehmen, dieses Gebäude, vor dessen Vorderfront ein Springbrunnen zu sehen ist, befindet sich irgendwo in europäischen Westen. Dies ist aber nicht der Fall, denn es handelt sich um das Nationaltheater in Sofia (Bulgarien). Die neoklassizistische Architektur geht darauf zurück, dass das Wiener Architektenduo Ferdinand Fellner (1847–1916) und Hermann Fellner (1849–1919) nicht nur in Österreich-Ungarn und dem Deutschen Reich, sondern auch in Ungarn, Rumänien, Bulgarien und der heutigen Ukraine etliche Theaterbauten errichtete, die ihre stilistische Verwandtschaft untereinander erkennen lassen. Dieser Bau fällt in

eine Zeit, als die Balkanländer nach der Beseitigung der osmanischen Herrschaft fieberhaft damit beschäftigt waren, ihr Profil nach westlichen Kriterien auszurichten.



Ivan-Vazov-Theater in Sofia, Bulgarien (Foto: Heppner)

Unzählige Bereiche unter dem Sammelbegriff *Infrastrukturen* gehen auf Entwicklungsprozesse zurück, die in westlichen Ländern erfolgt sind und nach und nach in *Europa südöstlich des Westens* Eingang gefunden haben: die Dampfmaschine, die Eisenbahn, der Telegraf, das Telefon, die Fotografie, das Automobil, die Elektrizität, der Computer. Da es für derartige Erfindungen keine eigenen Begriffe gab, über-

nahm man meist die Fremdwörter in die jeweilige Nationalsprache. Eines der zahllosen Beispiele ist der Abbildung weiter unten zu entnehmen. Die 2014 in Montenegro gemachte Aufnahme zeigt den auf einen Felsen gesprayten Hinweis, dass unter der angegebenen Telefonnummer ein Autoabschleppservice gerufen werden kann.



Autošlep in Montenegro (Foto: Heppner)

Fazit

Es fällt auf, dass die Zuwendung der Menschen aus dem *europäischen Südosten* zum *Westen* weniger auf die Neugierde auf die westliche Nachbarschaft an sich zurückzuführen, sondern vor allem mit der Frage nach der eigenen Zukunft verknüpft worden ist. Diese Langzeit-Fokussierung ist kein automatischer Beweis, dass *westliche* Modelle besser wären als andere, sondern dass es kaum je andere gab, die als gleichwertig angesehen worden sind. Dies hängt im Wesentlichen

damit zusammen, dass die Entwicklung im *Westen* seit der Renaissance eine spezifische Richtung und Dynamik bekommen hat, zu der es keine echte Alternative gab: Weder das *russische* noch das *osmanische* Modell wurden ernsthaft in Betracht gezogen, noch verhiß der Verbleib in kleinräumigen, vormodernen Daseinsformen ruralen Zuschnitts, die Zukunft bestmöglich zu sichern.

Ein weiteres Kennzeichen der Zuwendung zum *Westen* ist, dass *Westen* für alle Teilregionen innerhalb des *Südostens* etwas anderes bedeutete bzw. bedeutet: Diejenigen Länder, die einst zu Venedig und zur Habsburgermonarchie gehört hatten, haben *Europa* (im Sinn von *Westen*) nie verlassen, wogegen jene Länder, die Jahrhunderte dem Einzugsgebiet des Osmanischen Reiches zugehörten, danach zu streben hatten, als Teile *Europas* (im Sinne von *Westen*) anerkannt zu werden bzw. nach 1989/91 nach *Europa* ›zurückzukehren‹.

Ein dritter Aspekt bezieht sich auf die unterschiedlichen Dimensionen des Wahrnehmungs- und Wertehorizonts: Während der Generaltrend innerhalb des *Südostens* darin bestand, sich von Generation zu Generation immer wieder neu auf den *Westen* zu fixieren, gibt es auf Seiten des *Westens* kein Äquivalent: hier ist die Globalisierung seit dem 16. Jahrhundert dominant, was zur Folge hat, dass das Thema *Europa südöstlich des Westens* nie mehr Platz einnahm und einnimmt als viele andere, auch auf andere Kontinente bezogene Themen.

Bibliographische Hinweise

Heppner, Harald (Hrsg.). 1997. *Die Rumänen und Europa vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Wien-Köln-Weimar: Böhlau Verlag.

Heppner, Harald, Olga Katsiardi-Hering (Hgg.). 1998. *Die Griechen und Europa. Außen- und Innensichten im Wandel der Zeit*. Wien-Köln-Weimar: Böhlau Verlag.

Heppner, Harald, Rumjana Preshlenova (Hrsg.). 1999. *Die Bulgaren und Europa von der Nationalen Wiedergeburt bis zur Gegenwart*. Sofia: Akademieverlag Prof. Marin Drinov.

Heppner, Harald. 2003. »Europa-Bilder und ihre theoretischen Grundlagen«. In Georg Michels (Hrsg.). *Auf der Suche nach einem Phantom? Widerspiegelungen Europas in der Geschichtswissenschaft*. 21–43. Baden-Baden: Nomos Verlag.

Heppner, Harald (Hrsg.). 2019. *Attraktionen und Irritationen. Europa und sein Südosten im langen 19. Jahrhundert*. Berlin: Verlag Peter Lang.

Miladinović Zalaznik, Mira and Dean Komel (Eds.). 2020. *Europe at the Crossroads of Contemporary World. 100 years after the Great War/Europa an den Scheidewegen der gegenwärtigen Welt. 100 Jahre nach dem großen Krieg*. Ljubljana: Institute Nova Revija.

Miladinović Zalaznik, Mira and Dean Komel (Hrsg.). 2021. *Europa östlich des Westens. 30 Jahre Transition /Europe East of West. 30 years of Transition*. Ljubljana: Institute Nova Revija.

Ergänzungen

OLGA KATSIARDI-HERING

Zu der anregenden Einführung von Harald Heppner möchte ich mit manchen Gedanken beitragen. Ich komme aus einem Land, in dem man bis heute diese Dichotomie erlebt. Man fragt sich sehr oft, was sich schon im 19. Jahrhundert ein Schriftsteller und Politiker, Emmanouil Roidis, fragte (und schrieb): »Was ist Griechenland, Ost oder West«? Ähnliche Positionen wurden von Gelehrten des 18. Jahrhunderts formuliert, um hier gar nicht erst auf das 14. und 15. Jh. zurückzugreifen. Die Dichotomie von Ost und West soll in der Römerzeit begonnen haben und vertiefte sich während der Existenz des östlichen Teils des Römischen Imperiums. Der ab dem 18. Jahrhundert – mit Recht – als *Byzantinisches Imperium* bezeichnete östliche Teil dieses Imperiums erlebte jahrhundertlang diese Dichotomie.

Die Invasionen der germanischen Stämme führten zum Zerfall des Römischen Imperiums. Die *östlichen* Kaiser betrachteten sich selbst

als Nachfolger des Großen Römischen Imperiums – eine Betrachtungsweise, die im Westen kaum akzeptiert wurde. Der Terminus *Graecus* erhielt eine negative Konnotation, welches im Begriff *Graeculus* (Γραικύλος noch verstärkt wurde (Hunger 1986). Die episodische Gesandtschaftsreise des Bischofs Liutprand von Cremona im 10. Jahrhundert nach Konstantinopel verkörperte all die negativen Spannungen, die entstanden waren, nachdem Karl der Große vom Papst zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches gekrönt worden war (Koder 1980). Diese Spannungen verschärfen sich mit dem Schisma der östlichen und römisch-katholischen Kirchen im Jahr 1054, vor allem aber mit der Eroberung Konstantinopels (1204–1261) durch die »Lateiner«. Damals begann der Zerfall des Oströmischen Reiches und fand seinen Abschluss mit der Eroberung durch die Osmanen. Das Scheitern des Konzils von Ferrara-Florenz (1438/39) hatte die Brücken jedweden Dialogs gekappt: Die »Mauern« zwischen *Ost* und *West* hatten sich verfestigt.

Diese »Mauern« spiegeln sich auch in der Verwendung des Begriffs *Graecus/Griechen/Greco* für die Orthodoxen des Orients von Seiten der westlichen Mächte (sehr oft mit negativen Nuancen) – Begriffe, die erst zur Zeit der Renaissance manchmal mit einem positiven Vorzeichen bekleidet wurden. Auf der anderen Seite haben die Kaiser des Östlichen Römischen Kaisertums den Begriff *Romäer/Romios* für ihre Untertanen verwendet (Katsiardi-Hering u. a. 2018). Dieser Begriff wurde als *Rum* von den Osmanen für deren Untertanen weiterverwendet. *Romios, Rum, Aromun, Roman* sind Begriffe, die man im Zeitalter der Nationalismen bei verschiedenen Völkern in Südosteuropa als Selbstbezeichnung antrifft.

Die Etablierung der Osmanen in Südosteuropa trug zur Vertiefung der Kluft mit dem Westen bei. Erst im 16. Jahrhundert und vor allem ab Ende des 17. Jahrhunderts hat der Okzident gegen die Osmanen wirksam reagiert, und es ist kein Zufall, dass sie ihren Koalitionen den Namen »*Sacra Liga*« gegeben haben. Die Religion spielte also die zentralste Rolle bei der Dichotomie.

Durch die lange andauernde osmanische Herrschaft am Balkan haben dessen Völker keine Renaissance erlebt, mit Ausnahme der

von Venedig regierten Gebiete (Kreta, Zypern, Ionische Inseln, Dalmatien). Und hier findet man den Kernpunkt der Spaltung des griechischen Volkes und der griechischen Gesellschaft zwischen Ost und West, worüber ich am Anfang sprach. Das Meer spielte hier folglich eine wichtige Rolle. Die von Venedig beherrschten Gebiete gehörten seinem *Stato da Mar*. Das Mittelmeer und die Seewege halfen den Griechen, Ost und West zu überbrücken.

Bis heute sieht man, wenn man durch Europas Südosten reist, die Unterschiede zwischen den Ländern, die unter der habsburgischen, der osmanischen oder der venezianischen Herrschaft gelebt hatten. Auch wenn man nach 1989 über den Neuanfang innerhalb der Nationen Südosteuropas viel diskutiert hat, kann man die historischen Langzeitauswirkungen in der Wirtschaft und im Alltagsleben im Vergleich zum so genannten *Westen* feststellen. Die sozialökonomische Kluft wurde bis jetzt nicht überbrückt. Was Griechenland betrifft: Während der Wirtschaftskrise in den Jahren 2010–2020 wurde man erneut überzeugt, dass manche negative Stereotype¹, ja sogar eine Arroganz gegenüber den Griechen und den übrigen Balkanbewohnern in Westeuropa sehr tief verwurzelt sind.

Bibliographische Hinweise

Hunger, Herbert. 1986. *Graeculus perfidus / 'Ιταλός ιαμός': Il senso dell'alterità nei rapporti Greco-romani ed italo-bizantini*. Rom: Unione Internazionale degli Istituti di Archeologia.

Katsiardi-Hering, Olga, Anastasia Papadia-Lala, Katerina Nikolaou und Vangelis Karamanolakis (Hrsg.). 2018. *Έλλην, Ρωμηός*,

1 Es sei an einige Artikel in europäischen Zeitungen hingewiesen: kuz. »Stinkefinger vor Gericht«. 20. 4. 2011. 1. 5. 2023. <https://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/griechenland-vs-focus-stinkefinger-vor-gericht-a-758160.html>; »Integration in der Eurokrise. Schämt Euch, ihr Versager!« 25.11. 2011. 1. 5. 2023. <https://taz.de/Integration-in-der-Eurokrise/!5106803/>; Wall, William. 14. 2. 2012. 1. 5. 2023. »Shame on Europe for betraying Greece«. <https://www.theguardian.com/commentisfree/2012/feb/14/europe-betraying-greece>.

Γραικός. Συλλογικοί προσδιορισμοί και ταυτότητες [Hellene, Römer, Griechen. Kollektive Sammelbegriffe und Identitäten]. Athen: Evrasia.

Koder, Johannes. 1980. *Liutprand von Cremona in Konstantinopel. Untersuchungen zum griechischen Sprachschatz und zu realienkundlichen Aussagen in seinen Werken*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Internetquellen

kuz. »Stinkefinger vor Gericht«. 20. 4. 2011. 1. 5. 2023. <https://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/griechenland-vs-focus-stinkefinger-vor-gericht-a-758160.html>.

»Integration in der Eurokrise. Schämt Euch, ihr Versager!« 25.11. 2011. 1. 5. 2023. <https://taz.de/Integration-in-der-Eurokrise/!5106803/>.

Wall, William. 14. 2. 2012. 1. 5. 2023. »Shame on Europe for betraying Greece«. <https://www.theguardian.com/commentisfree/2012/feb/14/europe-betraying-greece>.

GABRIELLA SCHUBERT

Zur Dichotomie von *Westen* und *Europas Südosten*, die von Harald Heppner in diesem Band thematisiert wird, ist als bis heute vorherrschende Unkenntnis des Westens für die Eigenständigkeit und wechselhafte historische Entwicklung der Region zu beklagen, die sich in Unverständnis äußert. Hinzu kommt die Angst vor den immer wieder aufflammenden Konflikten in der Region. Angesichts der alles überschattenden Aufmerksamkeit für die Ukraine gibt es im Westen weiterhin ein Desinteresse für die Region. Anstrengungen, die noch nicht zur Europäischen Union gehörigen Länder des Südostens zu integrieren, sind daher zurzeit nicht zu verzeichnen.

ALEŠ MAVER

Ich danke Harald Heppner und anderen Beiträgern für die wertvollen Einsichten im Zusammenhang mit der Dichotomie zwischen Ost und West in Europa. Ich möchte dem Gesagten drei Punkte hinzufügen, die meiner Meinung nach für das Verständnis der Entstehung und auch Hartnäckigkeit dieser Dichotomie von Belang sein könnten.

Erstens, wir haben es mit einem Paradox zu tun. Geschichtlich gesehen, waren viele Teile des Ostens oder Südostens Europas kulturell viel diverser als der europäische Westen. Denken wir nur an die Stadt Saloniki, an das Großfürstentum Litauen, die Bukowina, die Südukraine, Siebenbürgen oder die Vojvodina. Durch Kriege, ethnische Säuberungen und die Shoah des 20. Jahrhunderts hat sich dieser Charakter mancherorts verändert, während der Westen nach dem Zweiten Weltkrieg diverser wurde. Und jetzt werfen die Westeuropäer dem Osten vielfach vor, die Diversität nicht genug zu verstehen. Gleichzeitig war die Angst vor dem Wiedererwachen der mittel- und osteuropäischen Nationalismen eines der prägenden Merkmale im Verhältnis der »alten« demokratischen Staaten in Europa zu den früheren »Mitgliedern« der sogenannten »sozialistischen Gemeinschaft« unter sowjetischer Vorherrschaft. Diese Angst wurde noch dadurch gesteigert, dass etliche ehemals sozialistische Länder ihre Identität auf ihren Vorkriegsgeschichten aufbauen und das halbe Jahrhundert der kommunistischen Herrschaft als einen Irrweg abtun (das gilt für Slowenien natürlich nicht). In dieser Hinsicht ist so manchem Westeuropäer ein schicksalhafter Fehler unterlaufen, denn man übernahm vielfach die Vorstellung, dass postkommunistische Kräfte in diesen Ländern, die ja in der Nachfolge einer linken und daher – wenigstens auf dem Papier – fortschrittlichen Ideologie stehen sollten, eine Garantie für den Erhalt der Diversität in der Gesellschaft anbieten könnten. Hier würde schon ein Blick auf Slobodan Milošević oder auch auf Todor Živkov oder Nicolae Ceaușescu mit ihren antitürkischen bzw. antimagyarischen und antideutschen Kampagnen genügen, um die Naivität solcher Ansichten zu unterstreichen.

Es muss noch gesagt werden, dass die angesprochene kulturelle Vielfalt des europäischen Ostens im westlichen Teil des Kontinents schon seit geraumer Zeit idealisiert wird, was vor allem in den letzten Jahrzehnten dazu führt, dass man diese Vielfalt aufrechtzuerhalten oder sogar wiederherzustellen versucht.

Noch schwerwiegender wiegt natürlich, dass im Westen eine echte Erfahrung des kommunistischen politischen und gesellschaftlichen Systems nach dem Zweiten Weltkrieg vollständig fehlt. Schlimmer noch, weite Teile der westeuropäischen intellektuellen Elite sahen (oder sehen) im osteuropäischen Sozialismus, den sie gar nicht kannten, eine »begehrtere« Alternative zum einheimischen Kapitalismus und zur parlamentarischen Demokratie, was ihm einen hohen Stellenwert einbrachte. Dabei spielte auch die Bewunderung des sowjetischen Beitrages zum Sieg über Hitler eine nicht unwichtige Rolle.

Drittens möchte ich auch das Thema der Orthodoxie ansprechen, wie das Konrad Clewing getan hat. Hier beobachten wir vor allem in Russland eine interessante Entwicklung. Die Russisch-orthodoxe Kirche hat schon früh eine folgenschwere Richtungsentscheidung getroffen. Bereits unter Boris Jelzin und dem Patriarchen Alexius II. hat sie in westlichen Einflüssen eine größere Gefahr für ihre Rolle in der russischen Gesellschaft gesehen als in den überall gegenwärtigen Rezidiven der langjährigen kommunistischen Herrschaft, durch die die russische Orthodoxie ziemlich erfolgreich dezimiert wurde. Trotzdem bildete sich schon in den 1990er Jahren ein seltsames Bündnis zwischen der Kirche und der wiedererrichteten kommunistischen Partei, das Veränderungen des liberalen gewesenen Religionsgesetzes anstrebte. Unter diesen Umständen ist es der Russisch-orthodoxen Kirche bis heute nicht wirklich möglich, sich gegen eine immer intensivere Re-Sowjetisierung der russischen Gesellschaft und Politik in den zwei Jahrzehnten des Putin-Regimes zu positionieren. Deswegen ist es auch eine Illusion, die in einigen konservativen Kreisen in Westeuropa und auch in den USA ziemlich lebendig ist, dass eine solche Orthodoxie als ein Korrektiv zur Vorherrschaft des sozialliberalen Gedankengutes in der Europäischen Union von heute dienen kann.

Autorinnen und Autoren

KONRAD CLEWING

PhD, Leibniz-Institut für Ost- und Südosteuropaforschung, Regensburg,
Deutschland

clewing@ios-regensburg.de

HARALD HEPPNER

Ao. Univ. Prof. i. R. PhD, Karl-Franzens-Universität, Graz, Österreich

harald.heppner@uni-graz.at

OLGA KATSIARDI-HERING

Em. Univ. Prof. PhD, Nationale und Kapodistrias Universität, Athen, Grie-
chenland

olkats@arch.uoa.gr

MIRA MILADINOVIĆ ZALAZNIK

Univ. Prof. i. R. PhD, Institut Nova revija für Humanistik, Ljubljana, Slo-
wenien

mira.miladinovic-zalaznik@institut-nr.si

EVA KOWALSKA

Dr. sc., Institut für Geschichte, Slowakische Akademie der Wissenschaften,
Bratislava, Slowakei

eva.kowalska@savba.sk

ALEŠ MAVER

Ao. Univ. Prof. PhD, Philosophische Fakultät der Universität Maribor, Ma-
ribor, Slowenien

ales.maver@um.si

GABRIELLA SCHUBERT

Em. Univ. Prof. PhD, Institut für Slawistik und Kaukasusstudien, Friedrich-
Schiller-Universität Jena, Deutschland

G.Schubert@uni-jena.de

Europa südöstlich des Westens

Historische An- und Einsichten

Herausgegeben von:

Mira Miladinović Zalaznik und Harald Heppner

Humanistische Reihe INR

Herausgeber der Reihe: Dean Komel, Tomaž Zalaznik

Wissenschaftliche Rezensionen:

Em. Prof. i. R. PhD Stane Granda, Ljubljana (Slowenien)

Mag. PhD. Ulrike Tischler-Hofer, Karl-Franzens-Universität Graz,
Institut für Geschichte / Südosteuropäische Geschichte (Österreich)

Korrekturlesen:

Harald Heppner, Mira Miladinović Zalaznik und Sydney Shiller

Gestaltung und Umbruch:

Žiga Stopar

Druck:

Print on demand, DEMAT d.o.o.

Verlag:

Inštitut Nove revije, zavod za humanistiko

www.institut-nr.si; institut@nova-revija.si

Alle Rechte für diese Ausgabe liegen beim Verlag

Nachnutzung auf Medien aller Art bedarf einer schriftlichen
Genehmigung

Preis: 26 €

Ljubljana 2023

ARCH. DVCI. FRA

M D C C

CIV

